Nummer 68 Mittwoch, 21. März 1923

Berliner Familien-Zeitung

Der Vergleich

Von Georg Hirschfeld.

Rechtsanwalt Schleudermeier riß die Tür seiner Kanzlei auf und blickte aufgeregt in das Vorzimmer. Nur eine Dame — das entsprach dem Temperament eines vielbeschäftigten Anwalts nicht. — „Bitte sehr!" — Die Dame trat ein und saß ihm gegenüber. Sie hatte einen verdogenen, breitkrämpigen Plüschhut auf an dem ein geblümter Schleier hing, ihr dunkelroter Mantel war geschmacklos. Sie hieß Limonius. Nun wußte Schleudermeier Bescheid. Er seufzte — schon die Briefe dieser Frau waren ihm unangenehm gewesen. Eine Malerin, die sich von ihrem Gatten, einem Geschäftsmann, nicht verstanden fühlte. Natürlich betrog der Gatte sie — er war der schuldige Teil, und so stand eine Scheidung bevor.

Trotzdem begann Frau Limonius eine Viertelstunde lang zu reden. Ihre Persönlichkeit entsprach den Briefen — mager, langgliedrig, mit gebogener Nase — nur die Augen hatten ein Grau, das Rechtsanwalt Schleudermeier mochte.

„Gnädige Frau — ich übersehe alles. Die Scheidung ist selbstverständlich. Herr Limonius wird schuldig gesprochen und muß die Kosten tragen. Aber Sie haben ein Kind, nicht wahr? Ein siebenjähriges Mädchen. — Ich darf es der Sachlage nach als selbstverständlich annehmen, daß das Kind bei seiner Mutter bleibt?"

Frau Limonius reckte sich. „Herr Rechtsanwalt, da muß ich leider ganz gegen Ihre traditionelle Erfahrung sprechen. Ich weiß, daß das Kind mir rechtlich zukommt — aber — ich verzichte darauf!" — „Sie — verzichten?" — „Jawohl! Ich würde alles umstoßen, was ich mir aufgebaut habe, wenn ich es weiterhin als mein Kind anerkennen würde. Sehen Sie, Herr Rechtsanwalt, mit einem klaren Wort — ich habe einen Verein gegründet — —." Schleudermeier zündete sich mit fassungsloser Miene eine Zigarre an. „Er heißt „Unabhängigkeit", und einer seiner ersten moralischen Grundsätze ist es, die Scheidung vom Manne, den eine Frau nicht mehr liebt, absolut zu gestatten. Sein Kind behalten, auch wenn er gerichtlich schuldig gesprochen ist, heißt uns unmoralisch."

Rechtsanwalt Schleudermeier räusperte sich — der Tabak war stark. „Verzeihung, gnädige Frau — da möchte ich doch als Jurist den notwendigen, objektiven Standpunkt einnehmen. Das arme Kind. Es hat doch auch sein Recht. Das Recht auf die Mutter ist das größte. Man kann noch so viel Vereine gründen — niemals wird man die natürliche Bestimmung aus der Welt schaffen." — „Und meine Kunst?!" — „Was hat Ihr Kind mit Ihrer Malerei zu tun? Geben Sie ihm zu essen und legen Sie es schlafen — dann können Sie malen." Frau Limonius stand auf. Die Flügel ihrer gebogenen Nase bebten vor Entrüstung. „Herr Rechtsanwalt, Sie sind mein Vertreter. Sehen Sie bitte die Scheidung durch — weiter erwarte ich nichts von Ihnen. Mein Standpunkt Margit gegenüber bleibt der genannte. Ich habe die Ehre, Herr Rechtsanwalt."

✣

Der geschmacklose rote Mantel war fort. Rechtsanwalt Schleudermeier schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Akten flogen. Er überlegte lange, was zu tun sei — dann glaubte er den Ausweg gefunden zu haben. Er telephonierte mit der Firma Limonius u. Brettschneider, und bat den Inhaber, Herrn Oskar Limonius, zu sich. Bald saß der saubere, feiste Drogenhändler en gros ihm gegenüber. Mit seinen erstaunten, blanken Augen lauschte er, und strich sich verlegen den Schnurrbart. Dann entschloß er sich, mit rotem Kopf zu antworten: „Herr Rechtsanwalt, Ihr gutes Herz in allen Ehren — aber — was Sie da von mir verlangen, is janz unmöglich. Daß ich bei der Scheidung schuldig gesprochen werde — schön — da koof' ich mir nischt für, ich weiß schon, was die Schose kostet. Meine Freiheit krieg' ich — darauf kommt's mir an. Die Frau, die hat es ja zu toll getrieben. Ich laß mir doch nicht jeden Tag sozusagen die Hosen stramm ziehen. Aber was Marjit betrifft — Marjit gehört selbstverständlich zu ihr. Ich werd' ihr doch nich das Kind wegnehmen."

Rechtsanwalt Schleudermeier zündete sich wieder eine von den starken Zigarren an. „Sie hören doch, Herr Limonius, daß Ihre Frau das Kind nicht will. Ihr Lebenswerk und ihre Lebensanschauung verbieten ihr —." „Stuß, Herr Rechtsanwalt!" — „Das finde ich auch. Aber sie ist keines Besseren zu überzeugen. Und nun wollen Sie Margit auch nicht — ebenfalls, verzeihen Sie mir, aus leicht durchschaubarem Egoismus. Ich interessiere mich für die Kleine immer mehr — es ist eine Tragödie, solch hin- und hergestoßenes, unglückliches Kind." — „Dann nehmen Sie's doch, Herr Rechtsanwalt." — „Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Vorschlag, aber ich habe schon vier Kinder. Nein, ich werde mir die Sache weiter überlegen. Vorläufig brauche ich Ihre Anwesenheit nicht. Adieu, Herr Limonius."

✣

Nach diesem zweiten Besuch hatte Rechtsanwalt Schleudermeier es noch schwerer, seinen Aerger hinunterzuzwingen. Vergebens dachte er bis zum Abend nach. Dann endlich kam ihm die Erleuchtung: „Vater und Mutter sind bei mir gewesen — jetzt muß aber auch noch das Kind kommen!"

Bald hatte er ausgekundschaftet, wann Margit mit ihrem Fräulein im Tiergarten spazieren ging. Häufig traf er nun das hübsche, rotgelockte Kind mit dem perlweißen Gesichtchen und den großen grauen Augen. Es entzückte ihn, Mitleid beherrschte sein Herz. Sie liebte, ein ahnungsloses, echtes Kind, ihre Eltern gleichmäßig. Da nahm er instinktiv, noch nicht mit klarer Absicht, Margit eines Nachmittags in seine Kanzlei mit. Sie saß ihm fröhlich gegenüber, denn sie hatte den neuen Onkel lieb und fand alles um sich herum außerordentlich interessant. Da plötzlich kam es vor diesen klaren, unschuldigen Kinderaugen über den grübelnden Rechtsanwalt, das Telephon zu ergreifen und erst Frau Limonius, dann Herrn Limonius anzurufen.

✣

Sie kamen. Sonderbarerweise trafen sie sich im Vorzimmer. Das nahm die erste Schärfe der Situation. Man lächelte sich bitter an — dann blickte man erstaunt auf die Kleine im Lehnstuhl.

Rechtsanwalt Schleudermeier machte sich zum Herrn der Sachlage.

„Endlich habe ich mal die ganze Familie beisammen. Ja, es ist noch eine Familie. Daran zweifle ich nicht. Herr Limonius — Frau Limonius — freuen Sie sich nicht über Ihr Kind?"

Der Drogenhändler en gros kam arbeitsmüde aus seinem Geschäft. Er fühlte sich zwar hinter's Licht geführt, aber er war zum Zorn zu schwach und wußte dumpf nichts mehr von seinem früheren Standpunkt. Verlegen blickte er auf Margit. „Na ja — na selbstverständlich. Das brauchen Sie mir doch nicht zu sagen."

Frau Limonius wollte sprechen, vermochte es aber nicht. Es war, als ob sie nach langer Zeit ihr wirkliches Kind erblickte. Mit herber Miene, aber unsicheren Augen stieß sie hervor: „Das ist ein Komplott, Herr Rechtsanwalt ..... Ich möchte mich wirklich nicht sentimental machen lassen."

„Nein, gnädige Frau — kein Komplott — nur die Naturstimme — endliche Loslösung von einer unbegreiflichen Verblendung. Frau Limonius? Herr Limonius? Was ist denn Ihr Kind? Ihr Kind ist Ihre Ehe. Das Kind ist die Verantwortung durch gemeinsames Wollen — das Kind ist das mystische Bindeglied, die immer noch mögliche Versöhnung. Womit soll ich denn zusammenfassen, was hier vor Ihnen steht? Nun, sagen wir, das ist Ihr Kitt! Nicht wahr — Ihr Kitt — das ist und bleibt das Kind! Verstehen Sie mich?"

Die blanken Augen des Drogenhändlers standen voll Tränen: „Ja, das versteh' ich! Kitt! Juter, fester Kitt! Das ist wahr!" — „Dann halten Sie sich daran, und Sie werden auch für die nötige Treue in der Ehe sorgen. Sie aber, Frau Limonius — malen Sie mit diesem Kitt — modellieren Sie damit, das geht wohl besser — aber treten Sie aus dem Verein aus! Verstehen Sie die einzig mögliche Lösung?" Frau Limonius zuckte heftig die Achseln und blickte mit verschwimmenden Augen auf Margit. „Selbstverständlich! Halten Sie mich für so dumm und herzensroh? Margit, warum weinst du?"

Herr Limonius zog das plötzlich schluchzende Kind an sich. „Aber Lina, das konnste dir doch denken! Jetzt bejreift sie ja erst die janze Jeschichte! Aber nun kann se auch jleich wieder lachen! Nich? Nu lacht se wieder, unser jutes Kind!"

Er hob die Kleine empor, und Frau Limonius sagte bei diesem Anblick erstaunt: „Soviel Seele hätt' ich dir nicht zugetraut."

Sie gingen. Zu dreien gingen sie fort. Rechtsanwalt Schleudermeier trat ans Fenster und sah ihnen nach. „Ja, ja der Kitt ... Es ist kein schöner Vergleich, ein schiefer Vergleich sogar ... Aber es stimmt."

Kleine Kunstchronik

Bei Flechtheim

In unsere Bildhauerkunst ist seit einiger Zeit ein merkwürdig einseitiger Ton gedrungen. Ueber Lehmbruck sind die meisten nicht mehr hinausgekommen. Was wir an guten Plastiken in letzter Zeit sahen, ist kaum viel mehr als ein Abwandeln Lehmbruckschen Stils, der die menschliche Gestalt in ihrer letzten Konsequenz darstellte, aber wie wenige seiner Epigonen im Körper auch die ewige Schönheit darstellte. Was die Revolutionäre unter den Bildnern zeigen, das plastische Ausdrücken von Empfindungen, Stimmungen oder Bewegungen, kann noch keinen Anspruch auf kritische Einordnung in die plastische Kunst erheben. Auch die Bildhauerin A. S. Kathrin Scholl-meyer bringt keinen neuen Ton in die Bildhauerei, im Gegenteil, sie knüpft an die religiöse Plastik der Vergangenheit an. Ihre „Madonna" hat etwa die Inbrunst einer schwäbischen Holzplastik des 15. Jahrhunderts, und nur die Absichtlichkeit, mit der die ideale Schönheit dieser alten Plastiken verlassen ist, zeigt, daß es sich hier um Arbeiten, die unsere Zeit geboren, handelt. Damit ist aber zugleich auf das hohe Können, die weit über dem Durchschnitt stehende Kunst hingedeutet, die uns in den Arbeiten Kathrin Schollmeyers auf den ersten Blick verheißend entgegenleuchtet.

Im Sturm

William Wauer, der Bildhauer, ist zweifellos eine sehr fesselnde Erscheinung. Aber seine Bildnisplastiken, die seelische Zergliederungen des menschlichen Antlitzes sein wollen, sind doch mehr schematische Stilisierungen. Er zeigt weniger, was er kann, deutet vielmehr an, was er können würde, wenn er sich nicht auf seinen Stil festgelegt hätte. Daß er aber immer noch ein besserer Bildhauer als Maler ist, beweisen seine Bildnisgemälde, die er vergebens durch konfettiartige Farbenspiele interessant zu machen sucht. Seine gemalten Phantasien mögen gute Entwürfe zu kunstgewerblichen Arbeiten sein, etwa zu Stickereien ...

E. Co.

Die Geißel der Fünfhundert

ROMAN VON VICTOR HELLING

[33. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Herr Dahlweit schüttelte den Kopf. „Seh'n Sie bloß diesen Besitz! Ein Schloß geradezu — für das mein Großvater selig schon annähernd eine halbe Million Taler geboten hat, und das für niemanden feil war, ist diesem Glückspilz in den Schoß gefallen — beziehungsweise seine Gattin hat es nun geerbt, was dasselbe ist."

„Wenigstens in diesem Falle. Das Gerede, das von einer wenig harmonischen Ehe wissen wollte, ist verstummt. Mit dem Stiefvater soll sie dagegen auf ziemlich kühlem Fuße gestanden haben."

„Sagt man. Na, ja!"

„Na, ja ... und das stimmte wohl auch. Der alte Hortenbach war wohl, unter uns gesagt, ein gehöriger Filzstiebel."

„Und ob er einer war!" nickte Dahlweit. „Und seine selige Frau hat es, wie ich aus genau informierter Quelle weiß, auch nicht leicht gehabt. Das mag dann zu einer Entfremdung zwischen Vater und Tochter geführt haben."

„Ein wunderbares Geschöpf! Ich bin ihr gerade heute morgen begegnet. Sie fuhr an meiner Wohnung vorüber. In vorzüglicher Stimmung — die ich an ihr beobachte, so oft ich sie sehe. Was der Gatte zu wenig hat —"

„Komplementärfarben! Eines muß doch auch schließlich Licht in das Haus bringen." Bankier Dahlweit stutzte plötzlich. Er berührte den Maler leicht am Aermel. „Da oben sitzt ja Herr v. Hatzdorf am Fenster!"

Fast gleichzeitig griffen die Herren nach ihrem Hute. Worauf der Professor knurrte: „Nanu? Sieht der Mann uns denn nicht?"

„Seltsam!"

Doch in demselben Augenblick machte Staatsanwalt v. Hatzdorf eine grüßende Bewegung. Er nickte, er — lächelte. Er winkte und setzte dann, bevor er ein wenig vom Fenster zurücktrat, die Zigarre an die noch immer lächelnden Lippen.

Die beiden Herren sahen sich unwillkürlich an. Auf ihren Gesichtern stand die Frage: „Was war das?"

„Eben sprechen wir noch davon, daß Hatzdorf überhaupt nicht lachen kann! Und haben Sie seine auffallende Liebenswürdigkeit gesehen?"

„Beides! Das forcierte Lächeln, das etwas Stereotypes hatte, und die beinahe schlenkrige Armbewegung. Und vor allem, daß er uns zuerst gar nicht sah!"

„Faktisch merkwürdig! Er machte den Eindruck eines Geistesabwesenden. Aber warum wollen wir uns darüber den Kopf zerbrechen?"

Ungefähr um dieselbe Zeit hatte Louis Grenier den Leipziger Platz erreicht. Hier ließ er, nachdem er sich auf dem Stadtplan orientiert hatte, das gemietete Auto halten und befahl dem jungen Klotz: „Bleiben Sie sitzen. Holen Sie Signorina Daziano in meinem Hotel ab. Sie erwarten mich im Hotel, während Signorina Daziano diesen Wagen benützt und — ich lasse sie bitten! — sofort nach dem Hotel Esplanade fährt. Wiederholen Sie!"

„Hotel Esplanade. . . . Rue Bellevue —"

„Es ist gut; es ist das Hotel, in dem Signorina gestern zu Nacht gespeist hat."

Grenier wünschte allein zu sein und ein paar Schritte zu Fuß zurückzulegen. Er rechnete damit, daß der Kriminalkommissar inzwischen den Staatsanwalt von seinen wichtigen Erhebungen und wahrscheinlich auch über seinen beabsichtigten Besuch benachrichtigt hatte. Diesen Besuch wollte er so kurz wie möglich bemessen, eben lang genug, um dem Manne zu sagen, was er vor etlichen Wochen in ähnlicher Weise dem bestürzten Polizeichef von Venedig gesagt hatte, daß seine Polizeiorgane unzulänglich seien. Er weidete sich im voraus an der Ueberraschung dieses Herrn, der zugleich in der Lage sein sollte, den Fall Carnari auf Grund des herbeigeschafften neuen Materials weiter aufzuhellen. Damit war ein weiterer Schritt gewonnen, um sich den verhaßten Hillairaud, in dem er immer klarer die Seele eines gegen ihn geplanten Attentates sah, vom Leibe zu halten.

Er hätte lächeln mögen, wenn er sich jetzt den Fluch der giftigen Alten ins Gedächtnis zurückrief, die dieses verteufelten Apachen Mutter gewesen war. Denn — er hatte geliebt und die Prophezeiung war nicht eingetroffen! Er lebte! Er würde weiter glückliche Stunden an der Seite des reizenden Kindes verleben. Seine Gedanken gingen zurück, und er gab sich einem wohligen Träumen hin. Einmal war also auch für ihn, den Menschen ohne Sonntag, der Feiertag angebrochen! Endlich genoß auch er das Glück, für das er früher keine Zeit und kein Verständnis gehabt hatte. Wer sich diesem späten Glück in den Weg zu stellen wagte, den würde er zertreten.

Und nun lächelte er wirklich. Er dachte: in einer Viertelstunde werde ich mit Bianca dejeunieren. Ich werde ihr für das Geld, das mir die Versicherungsgesellschaft zahlt, einen Schmuck in Berlin kaufen, hinter dem sich sowohl das Halsband der Dubarry, wie der Schmuck der siebenundachtzig Steine verstecken sollen.

Aber das seltene Lächeln des Ausschreitenden erstarb, als er sich vor dem Hause des Staatsanwaltes sah. Nicht viel, und er wäre zurückgeprallt ... denn hier — hier stand, als Wachposten offenbar — ein Mann in der grünen Uniform der Polizeisoldaten — der aufs Haar die gräßlichen Augen hatte, die ihm vor Jahren, vor langen Jahren Philippe Hillairaud gemacht hatte!

Er mußte eine jähe Bewegung des Schreckens gemacht haben denn auch der Schupomann machte eine rasche Drehung auf ihn zu, erstarrte aber schon im nächsten Augenblick zu seiner früheren soldatischen Strammheit.

Da raffte sich Louis Grenier zusammen. „Welch ein Unsinn!" Er war auf sich selbst wütend. Hatte er noch immer solche albernen Schwächezustände ... ließ er sich schon wieder, wie damals in Venedig, wie ein kleines Kind von einem Popanz narren? Er, der jetzt des Glückes Heft in den Händen trug?

Und, sich energisch zusammenreißend, trat er dicht an den Grünen, der unbeweglich stehen geblieben war, heran und sagte barsch, als er wollte: „Heda! Führen Sie mich zu Monsieur von Hatzdorf!"

Der Mann in der Uniform sah wachsgelb aus. Er hatte wirklich ein impertinentes Gesicht. Jetzt zumal, wie er es zu einem Grinsen verzog . . genau so hatte der Gondoliere, genau so hatte der Tote in der Leichenschauhalle in Venedig gegrinst. Aber schon riß der Mann eilfertig die Tür vor ihm auf und sagte auf Französisch, wie Grenier ihn angeredet hatte: Voilà, M'sieur!"

Es war das letzte Wort, das der reiche Louis Grenier hören sollte. Denn kaum hatte er inmitten des Vestibüls seinen Fuß auf den Teppich der marmornen Stufen gesetzt, fühlte er auch schon einen brennenden Stich im Nacken, der ihn entsetzt die Arme hochreißen ließ.

Sie sanken noch im selben Moment zurück, und er schlug rücklings zu Boden. Ohne noch einen Laut von sich zu geben, blieb er liegen.

Als oben, am höchsten Absatz der Treppe, ein Mann aus der Wohnung herausträt, den man für den Hausherrn hätte halten können, schwang Philippe Hillairaud, der Mann in der Maske des Schupomannes, teuflisch hohnlachend ein bis ans Heft mit Blut besudeltes Stilett in der hocherhobenen Hand und sagte auf den Zuruf von oben: „Was tust du?" — „Ganze Arbeit, Pernutat! Ich habe meine Rache! Er ist es! Sage, was du willst, es ist kein anderer als der Bluthund Grenier!"

„Du bist irrsinnig!" schrie Pernutat, der die Maske des Staatsanwaltes v. Hatzdorf trug. „Vollständig verrückt!"

Aber Hillairaud der Mörder, durchwühlte bereits die Brusttaschen des für ewig verstummten Menschen ohne Sonntag. Er nahm dem Toten allen Schmuck ab, er zerrte ihm die Ringe vom Finger. Er schwang triumphierend die Brieftasche in der erhobenen Hand, die noch vom Blut rot war: „Schwarz auf weiß! Lies es, Herzenskamerad! Lies es schwarz auf weiß, Pernutat! Dieses ist Louis Grenier . . . ich sah ihn schon vor zwei Nächten. Ich wußte, daß er hier war. Nun gab ihn mir der Himmel in die Hand!"

„Komm! Eile dich!" Pernutat hatte sich den falschen Bart abgerissen. „Wische dich ab! Eile dich!"

Und Pernutat verließ, ohne sich umzusehen, das totenstille Haus.

Der Mörder folgte langsam. Er traf auf Dolly, der ihn in ein geschlossenes Auto zog. . . .

Als Staatsanwalt Albert v. Hatzdorf eine Stunde später im Wagen vor seiner Villa hielt, glich er mehr einem Toten als einem Lebenden.

Er wollte die Treppe hinauf und stolperte buchstäblich über die Leiche. Er warf nur einen Blick auf den Toten und schrie nach seiner Dienerschaft.

Er fand sie, als er alle Türen zu allen Räumen aufriß, im tiefsten Schlaf. Auf der Diele lagen Glassplitter, wie sie von den Pariser „endormeurs", den Einschläferern, mit Vorliebe bei den Opfern ihrer Verbrechen zurückgelassen werden — hauchdünne Hüllen gewisser kleiner Ballons, die ein betäubendes Gift enthalten. Ehe die drei Leute zu sich kamen, erhielt der ganz verzweifelte Hatzdorf Hilfe von außen.

Kriminalkommissar Kirchbach traf unangesagt, weil er keinen Fernsprechanschluß hatte bekommen können, keine zehn Minuten nach Staatsanwalt Hatzdorf in dessen Villa ein. Ihm standen buchstäblich die Haare zu Berge, als er den Kanonenkönig von Nohère, mit dem er noch eine Stunde zuvor konferiert hatte, leblos in seinem Blute liegen sah. Und er ahnte weiteres Unheil, als er in Hatzdorfs verstörte Züge blickte.

Der Staatsanwalt war erschöpft auf einem Stuhl zusammengebrochen und vermochte zunächst überhaupt nicht zusammenhängend zu reden. Erst als die drei Bedienten, zwei jüngere Mädchen und der sogenannte Silberdiener, von ihrer Betäubung erwachten, überstürzten sich seine Worte in wirrem Erzählen.

Kommissar Kirchbach hatte inzwischen entdeckt, daß die Fernsprechleitung zerschnitten war.

„Damit ist es losgegangen. Das war ihr erster Streich. Ich fürchte, es ist nicht ihr letzter. Wie ein Traum ist mir das alles noch. So etwas von Dreistigkeit ist noch nicht dagewesen. Und das mir! Mir, dem Staatsanwalt! Mich in dieser Weise zu mißbrauchen! Mich! Mich!"

Kommissar Kirchbach konnte nur immer den Kopf schütteln.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Retter-Berlin-Reukölln; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Heppenheimer-Berlin; für den Inseratenteil: Paul Gräb-Berlin-Lichterfelde. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übern. die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.